

Das Mädchen mit den goldenen Haaren.

Ein Märchen von Maria Groener (Kastelruth).

Motto:

Der ganze Prozeß ist die Selbsterkenntniß
des Willens, geht von diesem aus und läuft
auf ihn zurück. W 2, 294.

Die Selbsterkenntniß des Willens und die
darauf sich entscheidende Bejahung oder Ver-
neinung ist die einzige Begebenheit an sich.
W 1, 216.

Es war einmal ein wunderschönes Mägdelein, das wohnte ganz allein in einem großen, dunklen Wald. Es trug keine Kleider und Schuhe, denn es wußte nicht, was kalt und warm ist; es aß nicht und trank nicht; es war nicht hungrig und nicht satt. Tag und Nacht lag es auf dem weichen, grünen Moost Teppich und träumte. In der Nacht träumte es mit geschlossenen Augen und am Tage mit offenen Augen. So wußte es auch Tag und Nacht nicht zu unterscheiden. Es träumte von den Tannenwipfeln, die im Winde hin und her wogten, von den grauen und weißen und rosigen Wolken, die zwischen ihnen sichtbar wurden, von den Vögeln, die von Ast zu Ast flogen, von den Schmetterlingen, die kamen, um an den Fingerhutblüten zu nippen, und es plauderte Tag und Nacht mit dem munter sprudelnden Waldquell an seiner Seite, über dem Brombeerranken nickten, und der so lustig über alle Steine sprang. — Das schönste an dem Mägdelein waren seine Haare — die waren aus lauterem Golde; in dicken, schweren Flechten lagen sie um des Mägdeleins Haupt, und wenn die Sonnenlichter darüber huschten, oder

der Mond zwischen den Bäumen darauf herniedersah, so funkelten und glänzten sie wie eine goldene Königskrone. So lebte das Mägdelein Frühling und Sommer, Herbst und Winter glücklich und wunschlos.

Da war auch einstmals wieder das große Sommer-schweigen ins Land gezogen. Die Wipfel rauschten leiser, die Nachtigallen schwiegen; es war die Zeit zwischen der ersten und zweiten Rosenblüte; die Zeit, in der die Natur noch einmal still ihre letzten Kräfte zur schönen, reichen Entfaltung sammelt, um dann im Herbste zu verglühen und zu sterben. In dieser Zeit träumte das Mägdelein immer noch tiefer als gewöhnlich, noch lässiger als sonst lagen seine Glieder auf dem weichen Moose hingestreckt, und ungestört konnte der Mond in jenen Nächten die wunderbare, schlafende Schönheit betrachten.

Aber wenn dann das Erwachen in der Sommernatur kam, und die Nachtigallen wieder sangen, und die Blumen des Waldes stärker dufteten, da ging immer ein leises Sehnen durch des Mägdeleins Leib, ihm selbst nur halb bewußt, und es lauschte in jenen Tagen aufmerksamer dem Murmeln der Quelle, dem Singen der Vögel.

Und da geschah es an einem schönen Sommermorgen, daß das Mägdelein dem Ruf des Pirols lauschte, der oben im Wipfel der Kiefer saß und sang: Ich sehe tausend leuchtende Perlen auf der Wiese, und auf glitzernden Bahnen steigen sie alle zur Sonne hinauf. — Und zu Mittag hörte das Mägdelein den Pirol sagen: Ich sehe den fernen Fluß wie ein goldenes Band durch die Auen eilen. — Und zum Abend sagte er: Ich sehe die Wolken mit Gold umsäumt, und der ferne Berggriese glüht in den Strahlen der Abendsonne. — Da erfaßte das Mägdelein ein Sehnen und es rief: „Ich will auch die Perlen sehen und dies goldene Band und den fernen Riesen in der Abendsonne. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, eile ich hinaus zum Rande des Waldes“. In der Nacht schlief es unruhig, und als der Mond wie gewöhn-

lich es beschaute, schlug es die Augen auf und streckte sehnsuchtsvoll die Arme nach ihm aus. Da versteckte sich der gute, alte Mond hinter den Wolken, schüttelte sein weises Haupt und wurde dabei rot bis hinter seine goldenen Ohren.

Als das Mägdelein erwachte, fielen die ersten Sonnenlichter auf den Boden des Waldes. — Da stand es auf und machte sich auf den Weg. Es war aber ein weiter Weg. Eine Weile ging es bergan, und noch immer wollte der Wald sich nicht lichten. Als das Mägdelein ins Freie trat, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Da sah das Mägdelein die ganze Herrlichkeit der Welt vor sich ausgebreitet. Über die weiten Wiesen zogen die Wolkenschatten; alle Blumen nickten der Sonne zu, und der ferne Berg warf in dem ewigen Schnee seiner Spitzen das Sonnenlicht zurück. Das Mägdelein war ganz geblendet von all der Herrlichkeit. Mit der einen Hand beschattete es die Augen, mit der anderen stützte es sich auf einen alten Felsblock, der am Wege lag. — Doch, was war das? Plötzlich fühlte das Mägdelein einen brennenden Schmerz auf dem Kopfe. Es griff mit beiden Händen nach seinen Haaren, zog aber rasch die Finger wieder zurück; denn glühend heiß war seine goldene Krone; unablässig brannte die Sonne mit ihrem lachenden Gesicht darauf. Hei, wie das glänzte und sprühte und glühte! Eilends lief das Mägdelein in den schützenden Schatten des Waldes zurück und stand nicht eher still, als bis es zu seinem alten Moosbett beim sprudelnden Waldquell kam. Da warf es sich nieder und weinte. Es weinte, weinte unaufhörlich, und das hüpfende Bächlein nahm die Tränen auf und führte sie mit sich hinab in das Wiesental. In der Sonne schimmerten sie wie glitzernde Steine und hüpfen und tanzten mit den Wellen des Bächleins auf und nieder.

Die Sonne ging unter und grüßte mit ihren letzten Strahlen die Spitzen des Berges — die Nacht stieg langsam und leise ins Land herauf. — Der Mond kam spät, als schon

der schwarze Schleier der Nacht alles Helle zugedeckt hatte — aber noch immer weinte das Mägdelein.

Da auf einmal sah es, von den Strahlen des Mondes beleuchtet, zwischen seinen Tränen hindurch etwas Leuchtendes, Glitzerndes über dem Waldbächlein auf- und niedertanzen. Es war ein kleiner Zweig, an dem ein paar fallende Tränen des Mägdeleins hängen geblieben waren. Kunstvoll hatten sie sich aneinandergereiht und fest schienen sie gefügt, und als das Mägdelein das Zweiglein brach, blieben sie haften und fühlten sich fest und hart an und waren dabei doch durchsichtig und leuchteten in Regenbogenfarben.

Was meinst Du wohl, was aus den Tränen geworden war? Ganz richtige, wirkliche Diamanten!

Da hörte das Mägdelein auf einmal zu weinen auf. Es drehte den diamantenen Stab hin und her und ließ die Strahlen des Mondes darauf spielen und tanzen. Ein einzelnes Goldhaar hatte sich aus der Flechtenkrone des schönen Waldkinds gelöst. Wie eine goldene Schlange lief es ihm über Schulter und Brust herab, und wie zum Zeitvertreib faßte es das Haar und versuchte es mit der Schärfe des Diamanten zu durchfeilen. Der Mond gab sein schönstes Licht dazu her und siehe, nach einiger Mühe gelang es dem Kinde, das Haar zu durchschneiden. Eine Weile sah es gedankenvoll auf das goldene Haar, das es in der erhobenen Hand hielt, und das der Nachtwind sachte hin und her wehte. — Da auf einmal fuhr es aus seinem Sinnen auf und rief jubelnd: So schneide ich mir alle meine Haare ab, dann kann ich in die Sonne gehen, und sie kann mir nichts mehr anhaben!

Nun begann für das Mägdelein eine Zeit der emsigen Arbeit. Der Herbst kam ins Land. Golden und rot glühten die Blätter des Waldes, violett leuchteten die frisch gepflügten Ackerfurchen in der Abendsonne. Herden von schwarzen Schafen und Ziegen wanderten über die Brachen — am wolkenlosen Himmel zogen Vögel, die der sinkenden Sonne nacheilten — und im fernen blauen Duft, der in

seiner verschleiernnden Schönheit dem Herbst so ganz besonders eigen ist und unserer Sehnsucht mehr als sonst Nahrung gibt — lagen die benachbarten Anger und Dörfer. — Da fiel die erste der drei Flechten des Zopfes dem Mägdelein als Frucht seiner Anstrengung in den Schoß.

Und der Winter kam und deckte die saftige, grüne Saat mit seiner weichen, weißen Decke — — geheimnisvoll murmelte das Bächlein unter dem schimmernden Eisdache — wohlgefällig besah sich Frau Sonne allabendlich vor dem Scheiden im schönsten Spiegel ihrer Farben, in der leuchtenden Schneedecke. In starrem Schweigen stand der Wald — hie und da brach stöhnend ein Zweig unter der Last des Schnees — — aber unermüdlich arbeitete das Mägdelein — und siehe, als unter dem Schnee das junge Leben zu erwachen begann, hatte sie sich auch die zweite Flechte abgeschnitten.

Mit Macht brach der junge Lenz sich Bahn. Mit den losen Haaren, die das Mägdlein fest um einen Ast geschlungen, spielten die muntern Frühlingswinde — die Anemonen nickten, und die blauen Sterne breiteten sich unter den alten Bäumen zum farbenfrohen Teppich aus. — Bald bin ich fertig! jauchzte das Kind — und als die erste dunkelrote Rose des Nachsommers ihren Purpurkelch dem Lichte erschloß, da war die Arbeit vollendet.

Es war an demselben Tage, nur ein Jahr später, an dem das Kind seine ersten Tränen geweint hatte, als es wieder hinaustrat ins Freie. In der einen Hand trug es seine goldenen Flechten, mit der andern stützte es sich auf den alten Felsblock, der am Wege lag. Und überwältigt von der Herrlichkeit der Welt breitete es beide Arme weit aus und ließ achtlos die goldenen Haare zur Erde gleiten. Sie blieben in einer runden Vertiefung des Felsblockes haften. In jahrhundertelanger Arbeit hatte wohl einst ein rieselnder Waldquell den Stein ausgehöhlt und das runde Becken geformt, in dem nun die Haare eingebettet lagen.

Das Mägdelein aber eilte weiter. Es warf sich ins duftende Gras und küßte die goldenen Dotterblumen, es sah die fernen Wälder im Winde wogen, es sah die Lerche in die Luft steigen — und drüben, was war das? — Ein unendliches Meer nickender Gesichter? — Es lief hin — ein wogendes Sonnenblumenfeld grüßte es, soweit das Auge reichte, nur Gelb und Grün und des Himmels Blau! — Und weiter, weiter! — In voller Blüte stand ein rosenrotes Mohnfeld — Kelch an Kelch — und dann kam ein munterer Bach mit Fischen, die darin hin- und herschossen. Es lief an ihm entlang, bis es zum Gestade des Sees kam — ringsum neigten junge Weiden ihre Zweige übers Wasser — der Hollunder duftete, die Bienen summten — auf großen Steinen schienen die Frösche Mittagsschlaf zu halten — — und weiter, weiter eilte das Mägdelein. — Als aber die Sonne zur Rüste ging, stand es wieder am Rande des Waldes. — Hochaufatmend blickte es leuchtenden Auges der Sonne nach — da plötzlich fühlten seine Finger etwas Heißes, Weiches, und als es hinblickte, sah es brodelnd, blasenwerfend in dem runden Becken des alten Gesteins einen gleißenden, goldenen, kochenden Brei.

Meine Haare, rief es jauchzend, meine Haare sind geschmolzen! Oh, wie das glüht und ohne Ruh und Rast auf- und niedersteigt! — Es war ein schönes Bild im Abenddämmer! — Am Rande des schwarzen Felsens, das eine Knie auf einem Felsvorsprung — die beiden Arme straff auf den Rand des Beckens gestützt — im Gesichtchen gespannteste Aufmerksamkeit, so schaute das weiße Waldfräulein dem Spiele des geschmolzenen Goldes reglos zu. Ein kühler Abendwind kam und glättete vorsichtig die goldene Oberfläche. Langsam, unmerklich fast, wie der Dämmer der Nacht hereinsinkt, kühlte die Masse ab, und als der Mond sein Licht darauf warf, da erblickte das schöne Weib zum ersten Male sein eigen Bild. In unbeschreiblichem, wortlosem Staunen sah es darauf nieder, sah die leuchtenden Augensterne, die

roten Lippen, die blendend weißen Zahnreihen, sah die Schultern und die rosigen Arme.

Es berührte mit den Fingerspitzen die Lippen und sah die schlanken, zarten Hände sich spiegeln — ob wohl die Himbeere so rot ist wie meine Lippen? dachte es und steckte eine Beere zwischen die Zähne. Der süße, rote Saft tropfte in den Mund. Oh, wie süß, sagte das Mägdelein und suchte beim Scheine des Mondes mehr und mehr Beeren, lief zum Spiegel und beschaute sich beim Essen einer jeden Beere. — Da versteckte sich der Mond seufzend hinter einer Wolke und machte für diesmal dem Spiel ein Ende. Im Dunkeln tastend löste das Waldkind nun den Spiegel aus der Umarmung des Steines und schleppte ihn zum alten Lieblingsplatz am Bächlein. Nun wartete es auf den Mond, und sobald er ein wenig hervorlugte, besah es sich im Spiegel. Der neue Tag kam und ging, aber das Mägdelein vergaß die Sonne und den Bach, das Mohnfeld und die Wälder — es wurde nicht satt sich zu beschauen und mit seinem Spiegelbild zu spielen. Der alte Mond fühlte sich gekränkt — nie mehr sah das Mädchen zu ihm auf. Drum schien er kleiner und kleiner, und zuletzt zog er sich einen schwarzen Vorhang übers Gesicht. Aber das Mädchen hatte unterdessen das Träumen verlernt. Mit brennenden Augen starrte es in die Nacht hinaus und sann über das Rätsel des Lebens nach — sann nach, ob das Bild im Spiegel es selbst oder ein anderes Mädchen war — ob es auch Fleisch und Blut hatte? — Ob am Ende gar, — das Weib erschauerte bei dem Gedanken — es selbst nicht wirklich war, sondern auch ein Bild? — Ob es noch mehr solcher Wesen auf Erden gab? — Woher es überhaupt kam? — Ob es verging, wie die Blumen des Waldes, oder immer blieb? —

Es war eine ganz dunkle Herbstnacht; im tiefsten Schweigen stand der Wald, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte sich das Mägdelein müde. Aber es konnte nicht schlafen. Als der erste Morgenschimmer im Osten aufleuchtete,

griff es zum Spiegel und erschrak. Wie sah es nur aus? Die vollen, rosigen Wangen waren bleich und schlaff geworden; die Augen lagen tiefer und waren von blauen Ringen umsäumt; die vollen Lippen waren schmal geworden und fest zusammengepreßt, so daß die Zähnen nicht mehr hervorschauen konnten.

Und auf einmal hörte es die Quelle klagen, daß sie ohne Ruh und Rast dahineilen müsse, ohne von ihm getröstet zu werden, es hörte die schluchzenden Töne der Nachtigall und fühlte das Sehnen und Weinen in der ganzen Natur um sich herum. Warum klagst Du, o Nachtigall? fragte es. Weil Du nicht mehr mit mir plauderst. — Und warum hängst Du das Köpfchen, Glockenblume? Weil Du mich nicht mehr siehst. — —

Da brach das Kind in Tränen aus. Ich will den Spiegel nicht mehr haben, rief es aus — ich will wieder wunschlos und träumend im Moos liegen und vergessen, wie ich aussehe.

Ein echter Herbsttag war angebrochen. Der ganze Wald leuchtete im Spiel seiner Farben. Leichtfüßig eilte das Mägdelein zum Rande des Waldes und legte seinen Spiegel in das Becken des alten Felsens. Rot und glühend kam die Sonne herauf, und als zu Mittag ihre Strahlen senkrecht herunterbrannten, da schmolz das Gold zum brodelnden Brei. Mit ihrem Diamantmesserchen rührte die kleine Waldköchin darin, damit sich nicht auf der Oberfläche eine feste Haut bilde, und als gegen Abend die Masse kühler geworden war, drehte sie lauter kleine, runde Kugeln daraus und warf sie unter Jauchzen hinab in die Waldwiese.

Dann eilte sie zurück zum Bächlein, warf sich ins schwellende Moos und fiel in einen tiefen, tiefen Schlaf. Als der Mond herniedersah, lächelte sie im Traum, und ihre blassen Wangen röteten sich. Der gute Mond aber ging hinab zur Wiese, die kleinen Goldperlen zu suchen, und die er fand, die erfaßte er mit seinen Strahlen und spann und spann, und spann wieder ein goldenes Haarnetz um des

Mägdeleins Haupt. Das Mägdelein aber atmete ruhig, schlief und schlief.

Da küßte der Mond das glückliche Kind und schenkte ihm einen schönen Traum.

Du möchtest wohl das Mägdelein sehen? — Wenn man in heiligen Nächten hinaus zum Walde geht, kann man es wohl finden. Aber wenn du hinausgehst, mußt du ganz allein sein und auch dich selbst zu Hause lassen.

Findest du aber im Leben nicht das Mägdelein, so findest du doch vielleicht einmal eine von den goldenen Perlen. Wenn du einmal auf Augenblicke dich selbst ganz los wirst, so kann dir so ein Kleinod in die Hand fallen — aber so wie du wieder zu dir zurückkehrst, zerrinnt es dir unter den Händen und du behältst nichts zurück als den dünnen, goldenen Faden einer beseligenden Erinnerung.

Also mach dich auf die Suche, und schon im Suchen wird dir ein Teil unvergänglichen Glückes geschenkt werden.

